

btb



Aurora Tamigio

# Der Mädchenname

Roman

*Aus dem Italienischen  
von Annette Kopetzki*

**btb**

Die italienische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel  
»Il cognome delle donne« bei Feltrinelli, Mailand

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2025

Copyright © btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
[produkteicherheit@penguinrandomhouse.de](mailto:produkteicherheit@penguinrandomhouse.de)  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © der Originalausgabe 2023 by Aurora Tamigio  
Translation rights arranged through Vicki Satlow of The Agency srl.  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
unter Verwendung eines Fotos von Ferdinando Scianna / Magnum Photos  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
sl · Herstellung: han  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-77577-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

Dieses Werk ist ein Produkt der Fantasie. Die historischen Ereignisse und realen Persönlichkeiten wurden von der Erzählerin gestaltet und in den Roman eingearbeitet. Im Übrigen ist jeder Bezug auf reale Personen und Ereignisse rein zufällig.



*Für meine Mutter, für meine Tanten,  
für meine Großmutter, deren Nase ich geerbt habe.*



## *M wie Maraviglia*

Heute ist ein regnerischer und windiger Tag.

Gewöhnlich geht man jetzt, im Juni, schon ans Meer und putzt die Sardinen, um sie oben auf der Terrasse über der Glut zu braten. Doch heute wäre es dumm, vor die Tür zu gehen – der Himmel ist bleischwer, und die Wolken fliehen schnell zum Rand der Welt, wo sie sich aufhäufen, eine grauer als die andere.

Selma ist im Bett, dort liegt sie schon eine ganze Weile.

Rosa bringt ihr Hühnerbrühe und Milch, das Einzige, das sie schlucken kann. Vor einiger Zeit hat Rosa sich in den Kopf gesetzt, dass nur sie und sie allein für ihre Tochter kochen darf. Schon früher gab es Ärger, wenn man ihren Emailletöpfen und den Messern mit den spanischen Klingen, die sie wie wertvolle Medaillen in Schränkchen und Schubladen verwahrte, ohne Erlaubnis zu nahekam, aber jetzt gebärdet sie sich wie eine Verrückte, wenn man ihr die Pfanne auf der Kochplatte verschiebt oder ihr in der Suppe röhrt. Sie verbringt Stunden am Herd, und am Ende ist ihre Brühe zwar schmackhaft, aber so leicht, dass sie fast nach gar nichts riecht – das Einzige, das sich für Selmas Appetit eignet, der inzwischen dem eines Schwälbchens gleicht.

Auf dem harten Stuhl neben dem Bett sieht Rosa zu, wie Selma trinkt, und eine Falte teilt ihre Stirn in zwei Hälften. »Liebe Tochter, ich weiß, warum du nichts runterbringst. Weil

du im Liegen isst. Aber als guter Christenmensch isst man ordentlich im Sitzen zu Mittag und zu Abend. Das Essen geht dort hinein, wo es hineingehört, und kommt dort heraus, wo es herauskommen soll.«

Sie zwingt Selma, aufrecht zu sitzen, den Rücken an Kissen gelehnt, und Selma versucht es; sie versucht, sich aufzurichten, die Schultern gerade zu halten, wie ihr die Sticklehrerin beigebracht hat, als sie noch klein war. Doch in dieser Haltung schmerzt ihr Oberkörper, und jedes Mal, wenn sie Luft holt, wird der Atem trocken und stockt. Sie muss nur dann nicht husten, kann nur dann ein paar Sätze hintereinander sprechen, wenn sie auf dem unteren Teil des Rückens liegt, mit ausgestreckten Beinen und an Schultern und Nacken von vier dicken Kissen gestützt. Als ihr Atem zurückkehrt, schluckt sie ein wenig Brühe. Nun ist Rosa ruhiger und überlässt sie ihrer Nadelarbeit. Die Singer-Nähmaschine verstaubt im Wohnzimmer, seit Wochen schon setzt Selma keinen Fuß mehr hinein, jetzt ist sie nur noch mit Stickereien beschäftigt. Ihre Töchter sitzen um das Bett herum und reichen ihr abwechselnd den Stickrahmen, den Nähkorb, die Brille. Patrizia, die nicht stillsitzen kann, wacht über die Toilette der Mutter, die schwarzen Augen starr auf sie gerichtet. Ihrem nervösen Blick entgeht keine einzige Bewegung, wenn der Hustenanfall beendet ist, genügt ein Wink, schon legt Patrizia ihr die Stickerei in die Hände, ein verschnörkeltes »M« in himmelblauer Seide auf weißer Baumwolle. Lavinia, die auf der Matratze sitzt, dicht neben den Beinen ihrer Mutter, beobachtet, wie sie die elegante Initiale mit der Nadel auf den Stoff zeichnet.

»Wofür steht das ›M‹, Mama?«

»Dummchen, wofür, glaubst du, ist das ›M‹?« Patrizia antwortet, bevor Selma den Mund aufmachen kann, und Lavinia

wirft ihr einen bösen Blick zu – wenn Patrizia nicht aufhört, sie Dummchen zu nennen, werden am Ende alle denken, sie sei wirklich dumm.

»Patri, wer hat dich denn gefragt?«, entgegnet sie. »Immer musst du dich einmischen.«

»Hört auf, alle beide.« Rosas Stimme lässt die Enkelinnen verstummen, während Selma den Handrücken ihrer Tochter berührt, um Lavinia zu bitten, den Faden für sie einzufädeln. Sie kann nicht mehr gut sehen, wegen der Medikamente, die ihr die Augen und den Geist trüben.

Lavinias Flunsch weicht dem angespannten Ausdruck der Konzentration.

Selma bricht ihr Schweigen. »Ich mache eine Stickerei, die auf den Schulkittel deiner Schwester genäht wird. Erst wollte ich ›Maraviglia‹ auf ihre Brusttasche sticken, aber vielleicht lasse ich es bei der Initialie. Die auch wie der Anfangsbuchstabe ihres Namens erscheinen kann, jetzt, wo du mich danach fragst.« Sie weist mit der Nasenspitze auf ihre jüngste Tochter, Marinella, die, am Bettende ausgestreckt, den blonden Kopf über den Blättern hebt, auf die sie mit blauen und roten Stiften Wellen und Schnörkel malt. Sie ist klein, nimmt wenig Platz in Anspruch, und auch Selma braucht wenig Platz auf der Matratze – seit Tagen liegen sie dort wie Katzen im Körbchen.

Heute ist ein Tag, der die Farbe von zwei Tage alter Milch hat, weiß und grünlich. Obwohl sie im Bett liegt, ist Selma vollständig angezogen, knielanger roter Rock und purpurrote Bluse, Farben, die unvorteilhaft sind für ihre blasse Haut und sie aussehen lassen wie ein Tropfen Blut auf dem Laken.

Mitten am Nachmittag legt sie die Stickerei auf dem Bett ab und erklärt, dass sie sich nicht wohlfühlt. Sie will keine Brühe

mehr trinken, sie möchte keine Milch. Lavinia schafft es, ihr mit einem nassen Taschentuch, das mit Margeriten bestickt ist, den Mund zu befeuchten. Patrizia geht den Arzt anrufen: Ausgerechnet sie, die sich immer gewandt und schnell bewegte, läuft jetzt unbeholfen und schwerfällig wie an den Tagen, als sie bei Schneesturm, gegen den Wind ankämpfend, von der Schule nach Hause kam. Zurück im Zimmer ihrer Mutter traut sie sich nicht mehr in die Nähe des Bettes. In eine Ecke gezwängt betrachtet sie Selma: die Schläfe auf dem Kopfkissen, ein paar zerzauste Haarsträhnen, der Kragen über dem Hals geöffnet, die Hände im Schoß, die gekreuzten Füße nahe bei Marinella. Noch vor ein paar Monaten machte Selma ihren Rundgang über den ganzen Markt, frühmorgens, bevor sie sich ins Haus zurückzog, um zu nähen oder zu kochen. Erst nach dem Mittagessen, wenn alles aufgeräumt war, legte sie sich aufs Bett. Davor hatte Patrizia ihre Mutter nie tagsüber liegend gesehen.

Lavinia denkt nicht daran, Selmas Hand loszulassen, und drückt sie heftig. »Mama, soll ich dir helfen, dich aufzurichten? Dann kannst du besser atmen. Wir können auch frische Luft ins Zimmer lassen, wenn du möchtest.«

»So ist es gut für mich. Bald ist alles vorbei.«

Auf der anderen Seite des Bettes streckt Rosa die Finger aus und berührt ihre Enkelin. »Lass sie in Ruhe.«

Lavinia tut, was ihre Großmutter befiehlt, wie immer, aber sie behält Selma im Blick, um nur ja keinen Wunsch zu über hören, der ihrer Mutter zusammen mit dem krächzenden Atem über die Lippen kommt. Sie röhrt sich nicht vom Fleck, nicht einmal, wenn sie dringend zur Toilette muss.

»Wo ist Marinella?«, fragt Selma mit dem Rest Atemluft, der ihr bleibt, und durchsucht mit Blicken das Zimmer. Ihre

jüngste Tochter klammert sich jetzt an den Bettknauf, den Rücken gegen das Holz gedrückt, das Gesicht steinern.

»Marinè, komm ein bisschen näher«, fordert Lavinia sie auf.

Marinella reagiert sofort, doch Selma kann sich Lavinias Griff nicht entwinden und streichelt sie nur in Gedanken. »Sei immer brav und gehorche deinen Schwestern.«

Ihr Geruch hat sich verändert. Als Marinella ihr näherkommt, nimmt sie den Missklang in der Brust ihrer Mutter wahr, vermischt mit dem Duft nach Jasminblüten, ein Parfüm, das Rosa gewöhnlich unter den Kissen versprüht.

Selma bebt, und mit ihr das Bett, die Zimmerdecke, die Wände, der Fußboden.

»Jesusmaria, ein Erdbeben!«, ruft Rosa.

Patrizia stürzt zu Marinella und packt sie, um sie vor all dem in Sicherheit zu bringen, was zerbrechen und einstürzen, was sie mit sich reißen oder verletzen kann. Sie wirft sich auf den Boden und verkriecht sich mit ihr unter dem Bett. Marinella drückt ihre Nase zwischen den Hals und das Schlüsselbein ihrer großen Schwester und will nie mehr aus dem Unterschlupf hervorkommen.

In der Matratze versunken, presst Lavinia die Hände ihrer Mutter noch fester und stellt sich vor, wie alles im Zimmer zerbißt und von oben herabstürzt. Trotzdem umklammert sie die Finger ihrer Mutter, ohne sich zu rühren. Selbst wenn sie wollte, wüsste sie nicht, wohin sie fliehen könnte.

Rosa begegnet dem Blick ihrer Enkelin und horcht mit ihren unter dem Haarkranz gespitzten Ohren auf das Beben der Mauern, Dächer, Böden und Herzen, es dauert eine Minute, die so lang ist wie ihr ganzes Leben. Sie denkt, dass es im Grunde nicht schade wäre, wenn das Erdbeben sie alle mit

sich nehmen würde, alle an dasselbe Bett geklammert, denn wenn einige lebendig bleiben und andere nicht, können schlimmere Dinge geschehen.

Dann bleibt alles stehen.

Und Selma Quaranta stirbt, am 18. Juni 1970.

Nach einundzwanzig als Selma Maraviglia verbrachten Jahren.

ROSA



# 1

## *Das Gesetz der Männer*

Rosas Vater, Pippo Romito, sagte immer: »Ein Weib ist wie eine Glocke, wenn du sie schlägst, läutet sie.« Und nachdem Rosa groß genug war, um Schläge zu bekommen, tat er nichts anderes, als sie und ihre Mutter zu verprügeln. Als die Mutter zu früh starb, nicht nur wegen der Prügel, sondern auch wegen Krankheiten und Unglück, war Rosa die Einzige, die sich schlagen lassen musste. Auch ihre Brüder bekamen Schläge, aber nicht so viele, vielleicht weil sie nie aufgegehrten, vielleicht weil sie Jungen und weniger empfindlich waren.

Einmal hatte Rosa ihren Bruder Nino gefragt, warum Pippo Romito sie alle immerzu schlug, und er hatte geantwortet, das sei das Gesetz der Männer: die Väter gaben Befehle, und die Kinder gehorchten, bis die Jungen selbst Väter wurden und die Frauen sich zu benehmen lernten. Das war das Äußerste an Erklärung, was Rosa von einem Jungen der Familie bekam. Sie hatte gewagt, ihren ältesten Bruder Cecco zu fragen, und hatte sich auch von ihm eine Ohrfeige eingefangen.

Ein einziges Mal hatte Rosa ihrem Herrn Vater eine Frage gestellt. Ob nicht auch sie manchmal allein aus dem Haus gehen dürfe wie ihre Brüder, sie hätte sich nämlich nach der Messe gern eine frittierte Cassatella gekauft und sie am Ufer des Wildbachs gegessen, mit den Füßen im Wasser und dem Flug der jungen Falken über ihrem Kopf, sie würde natürlich rechtzeitig zurückkommen, um das sonntägliche Mittagessen

zuzubereiten – keine Frage –, sie sehne sich nur danach, ein bisschen Freiheit zu atmen. Pippo Romitos Riemenschläge hatten sie eine Woche lang ins Bett gezwungen, einfach nur, weil sie sich mit diesem Eingeständnis an ihn gewandt hatte.

»Solange ich lebe oder solange die Welt nicht auf dem Kopf steht, befehle ich in diesem Haus und du gehorchst. Nicht umgekehrt. Hast du mich verstanden?«

Der Amtsarzt Dottore Russo war gekommen, um zu überprüfen, ob Rosa Knochenbrüche hatte. Damit sie wieder zu Kräften kam, hatte er zu Milch, Brot und Honig geraten. »Ihr habt nur eine Tochter, Mastro Pippo. Besser, Ihr bindet sie fest an Euch, oder? Ihr werdet sehen, wie nützlich Rosina Euch sein wird, wenn Ihr alt seid.«

Zwei Dinge machten Pippo Romito besonders wütend: sich vorzustellen, wie er ein alter Mann sein würde, und sich von anderen sagen zu lassen, wie er seine eigenen Angelegenheiten zu regeln hatte. Obendrein wurde die dreizehnjährige Rosa nun zur Frau, und es erschien ihm unschicklich, dass ein Arzt sie untersuchte. Und so wurde Dottore Russo mit drei Flaschen Öl und vielen Grüßen verabschiedet. An seiner Stelle ließ Pippo Romito die alte Gaetana Rizzo ins Haus kommen, die alle die Heilerin nannten, weil sie sich in den Sachen der Ärzte auskannte, aber nur eine Flasche als Bezahlung nahm.

Rosa hatte sie immer aus der Ferne beobachtet, wenn sie durchs Dorf ging, eingehüllt in ein Rascheln dunkler Röcke und großer Schultertücher, mit baumelnden Rosenkränzen unter dem schwarzen Schleier, der ihren Kopf und das halbe Gesicht verbarg. Die Leute sagten, sie hätte keine Haare, ihr fehlten die kleinen Finger, sie sei eine Hexe. Als Rosa sie zum ersten Mal ins Haus kommen sah, zog sie sich das Bettlaken

bis über die Nase, ließ nur die Augen frei, um aufmerksam die Schritte der Heilerin in der Küche zu verfolgen. Es schien, als berührten ihre Füße nicht einmal den Erdboden, als wäre ein Fingerbreit Luft zwischen dem Rock und dem Boden. Während sie mit Pippo Romito sprach, hielt sie den Schleier unter dem Hals mit der behandschuhten Hand geschlossen, die Nasenspitze und ein Teil der Stirn schauten heraus, die Augen waren gesenkt. Bei jedem Befehl des Vaters nickte sie leicht, ohne die Stimme zu gebrauchen, wenigstens konnte Rosa von ihrem Bett aus nichts hören, so leise war sie. Pippo Romito erwartete, dass die Heilerin den Mund hielt – wehe ihr, wenn sie im Dorf über die Geschehnisse in seinem Haus tratschte –, doch als Gegenleitung für ihre Dienste würde er sich großzügig erweisen. Die Heilerin bekam die Erlaubnis, nach eigenem Belieben ein und aus zu gehen, außerdem durfte sie die Eier der Hühner und das Gemüse aus dem Garten nehmen, um Salben und Getränke für Rosa zuzubereiten. Sie wurde entlohnt, nachdem sie die Betten in Ordnung gebracht, den Boden gefegt und eine fertige Mahlzeit hinterlassen hatte.

Als die Heilerin zum ersten Mal an ihr Bett trat, zitterte Rosa am ganzen Körper. Die Brüder hatten ihr erzählt, dass der Korb der Hexe voller Blutegel sei, die sich an ihrer Haut festsetzen würden, um ihr die blauen Flecken, aber auch alles Blut, das sie im Körper hatte, auszusaugen. Die Heilerin zog die Laken weg, und Rosa war bereit, zu kratzen und zu beißen, um sich nur ja keine Tiere an den Körper kleben zu lassen, doch all ihr trotziger Mut verflüchtigte sich, als der Schleier angehoben wurde und ein Gesicht vor ihr erschien, das weder alt noch jung war, mit olivfarbener Haut, orangefarbenen Wangen und dunklen Augen. Das Gesicht einer Frau eben, nicht das einer Hexe. Sie hatte Haare, und ob, zu einem

Zopf geflochten, bis auf die Hüften so lang. Und unter den Schultertüchern, die die Heilerin abnahm, um sich besser um Rosa herum bewegen zu können, erschien ein kräftiger Körper.

Aber etwas stimmte, ihr fehlten die kleinen Finger.

»Setz dich auf.«

Rosa schrie laut, als die Heilerin ihr mit einem energischen Handgriff den Schulterblattknochen einrenkte. In ihrem Weidekorb hatte sie weder Würmer noch Insekten, sondern saubere Tücher und zu Brei gestampfte Kräuter, mit denen sie offene Wunden säuberte und blaue Flecken behandelte.

»Beim nächsten Mal musst du ihm den Rücken zudrehen. Wenn dein Vater dich schlägt, drehst du ihm den Rücken zu und bedeckst dein Gesicht. Eine Narbe genügt, und dich nimmt keiner mehr. Hör auf mich, wenn du einen Ehemann finden willst.«

Nach diesem Tag war die Heilerin ein paarmal wiedergekommen, obwohl Pippo Romito immer seltener Gelegenheit hatte, Rosa mit dem Riemen bettlägerig zu schlagen, wurde er doch jeden Tag älter und klapperig, während seine Tochter wendig und zäh wie eine Eidechse heranwuchs und wenig genügte, um seinen Händen zu entschlüpfen. Manchmal ließ sie sich jedoch absichtlich erwischen, da Pippo Romito seinen Zorn sonst nie hätte austoben können und am Ende die Möbel zerschlagen oder sich an den Hühnern hinter der Tenne vergriffen hätte, was schlimmer gewesen wäre, denn dann hätten sie keine Stühle und keine Eier mehr gehabt. Während einer dieser Kämpfe war Rosa mit dem Gesicht auf den Fußboden gefallen, ihre Augenbraue hatte so stark geblutet, dass sie ohnmächtig wurde, also hatte ihr Vater Cecco losgeschickt, schnell die Heilerin zu holen. Für das Vernarben der Wunde

hatte sie ein Gemisch aus Eiweiß und einer Pflanze genommen, die Madonnenlilie hieß; um Rosa aus der Ohnmacht zu wecken, hatte sie ihr Pfeffer und Weihrauchpulver unter die Nase gepustet. Da Rosa inzwischen wusste, wie geschickt die Heilerin darin war, Wunden zu schließen, den Blutstrom zu stillen und Beulen abschwellen zu lassen, war sie mit vielen Fragen aus der Ohnmacht erwacht. Sie zeigte auf die Seifen im Korb, und ihre Fragen sprudelten wie ein Wasserfall: »Wozu dient das da?«, »Wie benutzt Ihr die hier?«, »Woher nehmt Ihr dieses dort?« Die Heilerin antwortete präzise wie eine Wissenschaftlerin, vielleicht weil sie Rosa gernhatte, vielleicht weil sie es leid war, die einzige Hexe im Dorf zu sein.

Nach einiger Zeit war Rosa imstande, den größten Teil der medizinischen Pasten, mit denen sie gesundgepflegt wurde, selbst herzustellen. Dill, Thymian und Zitrone brachten blaue Flecken zum Verschwinden; Lehmpackungen über Nacht linderten die Schmerzen in den Knochen. Sie kannte auch Anis-aufgüsse gegen Bauchweh und Kartoffelwasser gegen Durchfall – ihre Brüder, die beide unter Verdauungsproblemen litten, dankten es ihr. Was aber ihr Leben änderte, war die Entdeckung der Baldrianwurzel. Zusammen mit Mohnsamen gekocht, verlieh sie der Gemüsebrühe einen köstlichen Geschmack und ließ Pippo Romito in einen tiefen Schlaf sinken.

Über das Leben der Heilerin erfuhr Rosa nichts, sie hatte zwar den Mut gefunden, sich alles über Heilkräuter lehren zu lassen, aber sie hatte die Frau nie gefragt, wo sie schlief, ob sie Kinder hatte, für wen sie in Schwarz ging oder wie sie sich durchschlug, wenn keiner sie brauchte. Im Herbst des Jahres 1922 erkrankte die Heilerin, Dottore Russo hatte sie nicht untersuchen wollen, und so war sie nach einer Woche hohen Fiebers, Mandeln, so dick wie Melonen, und glühender Lunge

einsam und allein gestorben wie ein Hund. Der Pfarrer hatte ihr die Letzte Ölung verweigert. Die Heilerin wurde, schon in Schwarz gekleidet, aus ihrem Strohlager gehoben und außerhalb des Dorfes vor dem Steineichenwald begraben. Als Rosa das erfuhr, fertigte sie aus trockenen Zweigen ein Kreuz für ihr Grab.

Eine Zeit lang versuchte sie sich nicht mehr an Salben und Heilkräutern. Sie hatte zu viel zu tun, außer dem Putzen, Kochen und Einkaufen auf dem Markt war es ihre Aufgabe, schwere Eimer mit Wasser aus dem Wildbach zu tragen. Wenn sie vor dem Haus ankam, der Rücken krumm, die Hände wundgescheuert an den Henkeln der Eimer, lachten ihre Brüder schallend.

»Einen Eimer nach dem anderen trägst du, Rosina? Wenn das so weitergeht, gießen wir noch die Vogelbeeren mit Wasser«, sagte Cecco.

Und Nino übertrumpfte ihn: »Wäre es nicht besser, wenn wir uns einen Esel nehmen?«

Im Dorf war das Wasser Frauenarbeit. Eine alte Witwe, Donna Cecca 'Ntamata, die »Tapsige« genannt, weil sie mit einem Bein hinkte, brauchte einen ganzen Tag dafür. Irgendwann konnte Rosa es nicht mehr mitansehen, eines Tages stand sie im Morgengrauen auf, und noch bevor sie mit ihren eigenen Wassereimern begann, brachte sie Donna 'Ntamata drei volle Schüsseln ins Haus. Diese Freundlichkeit rührte die Witwe fast zu Tränen, denn sie hatte zwar vier Söhne gehabt, von denen drei an Krankheiten gestorben waren und einer in der Schlacht am Piave, aber eine Tochter hatte sie nicht. Sie war Rosa dankbar, und als sie das Wasser entgegennahm, schenkte sie ihr zwei Lire mit dem breiten Gesicht des Königs auf den Münzen. Zum ersten Mal hatte Rosa echtes Geld in

der Hand, vor Aufregung wäre sie fast ohnmächtig geworden. Doch sie beherrschte sich und zeigte Respekt. »Ich kann dieses Geld nicht annehmen, Donna Cecca.« Die Frau drückte ihr die Finger um die Münzen zusammen. »Du musst es nehmen. Und lass dich von deinen Brüdern nicht reinlegen.«

Rosa wanderte bis zum nächsten Dorf und weiter zum übernächsten, wo niemand sie kannte, geleitet vom Geruch des frisch aus dem Ofen gezogenen Brotes, des Mürbeteigs und der frittierten Teigtaschen mit Ricotta. Mit den zwei Lire von Donna 'Ntamata kaufte sie sich eine Cassatella und genoss sie wie eine der Katzen vom Fluss es getan hätte – sie leckte und biss winzige Stücke ab, am Ufer sitzend.

Mit sechzehn lernte Rosa Sebastiano Quaranta kennen. Es war im Frühling 1925. Die Bauern kamen aus den Dörfern im Gebirge, brachten Käse, Vieh und Gemüse zum Verkauf hinunter ins Tal. Bastiano kam mit einem Karren voller Mand gold, Chicorée, Bohnen und Salatköpfen. Den Karren zogen zwei Esel, so alt, dass es schien, als müssten sie im nächsten Moment tot umfallen. Obwohl er einen verbeulten Strohhut und zerschlissene Bauernkleider trug, die so alt waren wie seine Esel, wirkte er nicht wie ein grobschlächtiger Bergbewohner, er war mager, die Arme und Beine lang, die Hände schmal. Seine kantigen Gesichtszüge und die Nase, spitz wie ein Falkenschnabel, schienen wie mit der Axt aus einem Platanenstumpf herausgehauen, und nie hätte man in diesem harten Gesicht so große, schwarze, glänzende Augen vermutet, die an die Augen alter Pferde erinnerten. Äußerlich wirkte er schwermüdig, aber unter der Haut war er fröhlich wie ein Vogel. Den Kindern, die vorübergingen, widmete er Melodien auf Grashalmen, die er wie eine Mundharmonika zu spielen verstand, indem er sie straff gespannt vor seine Lippen

hielt. Diese Melodien aus Pfeiftönen und Furzlauten brachten die Lausejungen zum Lachen und weckten ein Lächeln bei den Frauen, die an seinem Karren vorübergingen.

Als der Markt beendet war, nahm Sebastiano Quaranta nicht nur seine alten Esel, sondern auch Rosa mit. Wie die beiden zusammengefunden hatten, wusste keiner. Die meisten Menschen im Dorf hatten sie nicht einmal miteinander sprechen sehen. Andere behaupteten, die Tochter von Pippo Romito könne es kaum erwarten, ihrem Vater in die Brust zu schießen, und das habe er verdient, weil er sie huntern ließ und mit Stockschlägen massakrierte, seit sie auf der Welt war. Wie auch immer, ob wahr oder nicht, Pippo Romito suchte wie ein Verrückter nach Rosa, stieg mit Cecco und Nino das ganze Gebirge hinauf. Doch weder dort oben noch unten im Tal fand er jemanden, der bereit gewesen wäre, ihm zu sagen, wo seine Tochter war.

Die Flucht war Rosas Idee gewesen. Sebastiano hätte sich gerne ihrer Familie vorgestellt, um ihre Hand angehalten, wie es sich gehörte, und sie in der Kirche ihres Dorfes geheiratet. Wenn Rosa es wünschte, hätten sie auch umziehen und in der Nähe ihres Vaterhauses wohnen können. Aber sie hatte vorgeschlagen, wegzulaufen, basta. Ein blondes Haarbüschel bedeckte die Augenbraue, die die Heilerin ihr mithilfe der Madonnenlilie kuriert hatte, doch sie war für immer in zwei Hälften gespalten. »Dem Herrn Vater habe ich ein Stück von meinem Kopf dagelassen, es muss nicht sein, dass du dir den deinen auch abreißen lässt.«

Bastiano sagte, er habe keine Angst, er besitze eine Schrotflinte und wisse, wie man sie benutzt. Rosa wollte so etwas nicht einmal hören, und um ehrlich zu sein, konnte sie sich nicht vorstellen, dass er jemals schießen würde. So waren sie

zusammen geflohen. Für Bastiano wäre die einfachste Lösung gewesen, Rosa sofort in sein Haus zu bringen, oben in den Bergen. Es lag eine Tagesreise mit dem Fuhrwerk entfernt, er besaß Grund und Boden und ein kleines Bauernhaus, er wurde respektiert. Doch Rosa sollte bald lernen, dass Bastiano kein Mann war, der tat, was man von ihm erwartete. Auch um den Preis, einen Fehler zu machen und ausgelacht zu werden, zog er es vor, seinem eigenen Kopf zu folgen, statt den leichtesten Weg zu gehen. Rosa würde sein Haus als Ehefrau betreten und nicht als die Kleine, die er im Tal entführt hatte.

An der Straße, die in die Bergdörfer hinaufführte, lag eine Kirche, auf der Ostflanke des Berges mitten in einer Wiese voller Feldblumen. Sebastiano und Rosa waren bei Sonnenuntergang aufgebrochen und nach ein paar Stunden Fahrt im Karren dort angekommen. Die Kirche war winzig, dem heiligen Hieronymus geweiht, hier stiegen nur die Bergbauern während der Rückfahrt aus den Tälern ab, um die Sünden zu beichten, die sie auf dem Markt begangen hatten. Es war ein Gebäude aus weißem Stein mit hoher, schmaler Fassade, geschmückt von einer Rosette in der Mitte und zwei Voluten, die bis an die Seitenmauern reichten. Nachts wurde die Kirchentür mit einem Riegel versperrt. Bastiano schlug vor, auf dem Karren zu schlafen und zu warten, bis der Pfarrer der Kirche San Girolamo sie am frühen Morgen vermahlen würde.

Sie verbrachten die Nacht auf dem harten Holz des Karrens, aber sie schliefen nicht. Sebastiano starnte Rosa unverwandt an, und sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. »Liegst du immer so mit offenen Augen da?«

»Nicht immer. Es kommt darauf an, was ich sehe.«

In dieser Nacht traf Rosa eine Entscheidung: Sie würde den Rest ihres Lebens mit Sebastiano Quaranta verbringen oder sterben.

Am nächsten Morgen vermählte sie der Pfarrer in San Girolamo, ohne Fragen zu stellen, weil er nie viele Worte machte, und weil Bastiano einen Teil seiner Einkünfte vom Markt der Kirche geschenkt hatte. Trauzeugen waren die Pfarrhaushälterin und ein Kuhhirte, der gerade vorbeikam. Es war der 15. Juni 1925. Rosa war überzeugt, dass ihr Vater und die Brüder ihr das früher oder später heimzahlen würden. Aber niemand forderte sie je zurück. Die beiden zogen nach San Remo a Castellazzo, wo Bastiano Grund und Boden besaß. Jahre später erfuhr sie, dass ihr Bruder Nino unter ein Fuhrwerk geraten und gestorben war, während Cecco nach Amerika ausgewandert war. Pippo Romito suchte nicht mehr nach ihr.

Sebastiano Quaranta hatte weder Vater noch Mutter oder Schwestern, darum hatte Rosa den einzigen Mann auf der Welt gefunden, der nicht wusste, wie er sie verprügeln sollte. Doch an diese Neuheit musste sie sich erst gewöhnen. Wie auch an alles andere. Sie waren seit ein paar Monaten verheiratet, als Rosa eines Abends einen Krug von einem Brett hoch oben an der Wand herunterholen wollte und dabei die Hälfte der Teller auf den Boden aus Terracotta fallen ließ. Sebastiano war mit zwei Sprüngen bei ihr, um die Teller aufzufangen, und Rosa fand sich zu seinen Füßen kauernd wieder, das Gesicht hinter den Händen verborgen, wie die Heilerin es ihr beigebracht hatte. Anfangs nahm Bastiano das nicht gut auf, es schien, als hätte er selbst die Riemenschläge von seiner Frau bekommen, doch mit der Zeit gewöhnte er sich an die Szene.

Er rührte sich nicht, in seinen großen Pferdeaugen lag ein verharrender Ausdruck, er wartete ab, bis Rosa sich besann, in welchem Haus und mit welchem Mann sie lebte. Und so sollte alles zwischen ihnen sein, eine Frage der Gewöhnung. Wie beim ersten Mal, als sie zusammen im Bett lagen. Rosa hatte gedacht, dass die Männer auf diese Dinge schon vorbereitet waren und die Frauen nur stillhalten müssten. Aber ihr Mann bildete eine Ausnahme, er wusste gar nichts, er schien nicht einmal in seinem eigenen Körper zu Hause zu sein. Am ersten Abend war Rosa mit dem Gedanken eingeschlafen, dass sie sich das Heiraten zweimal überlegt hätte, wenn sie gewusst hätte, dass sie diese Mühe jede Nacht auf sich nehmen musste. Doch schon am nächsten Abend ging es besser, und an den folgenden Abenden begann es, ihr zu gefallen. Kaum hatte sie sich auch daran gewöhnt, konnte Rosa es nicht erwarten, dass die Sonne unterging, die Zeit des Abendessens kam und das, was danach geschehen würde. Den ganzen Tag dachte sie daran, während Sebastiano auf den Feldern arbeitete und sie sich um den Gemüsegarten, die Tiere und die Zubereitung des Essens kümmerte. Sie dachte daran, sobald sie mit dem Morgenlicht erwachte, und wenn sie sich umdrehte, um den Rücken ihres Mannes im Bett zu betrachten, erschien ihr der Gedanke an den langen Tag, den sie getrennt voneinander verbringen würden, unerträglich. Manchmal näherte sie sich Bastiano, wenn er noch schlief und sah ihn in der Morgensonne die Augen aufschlagen, während sie ihn schon berührte.

Kurzum, neun Monate später wurde Fernando Quaranta geboren, er kam mit offenen Augen zur Welt, schwarz wie die seines Vaters. Rosa hatte ihn noch am Hals hängen, als Bastiano ihr damit kam, dass er keine Lust mehr habe, Bauer zu

sein, und dass er eine Idee habe. Da gebe es diesen alten Heuschober im Dorf, zwei Stockwerke hoch, der hergerichtet werden müsste. Bastiano zeigte ihn seiner Frau und Nando, der daumenlutschend in den Armen seiner Mutter lag. »Wenn ich die Ländereien verkaufe und wir den Schober umbauen, kann er ein Wirtshaus werden, wohin die Leute kommen, um zu essen und zu trinken. Gefällt dir die Idee, so ein Lokal zu eröffnen? Du musst kochen, um alles andere kümmere ich mich.«

Rosa, die nicht dumm war, ahnte, dass das Kochen der mühseligste Teil sein würde, wenn man ein Wirtshaus betrieb. Doch sie überlegte auch, dass sich für sie nicht viel ändern würde – schon jetzt tat sie nichts anderes als Essen zuzubereiten und auf das Haus aufzupassen. Das hier würde ein größeres Haus sein, mit Mittag- und Abendessen für mehr Menschen. Und so eröffneten sie und ihr Mann das erste Wirtshaus in San Remo a Castellazzo.

Nach den ersten Wochen erkannte Rosa, dass das Kochen zwar der mühseligste Teil der Arbeit war, aber nicht der schwierigste. Sie musste viele andere Dinge lernen, denn Sebastiano taugte nicht recht zum Wirt. Er war fröhlich, das ja, und spielte die Harmonika wie ein gewerbsmäßiger Musiker. Rosa aber kochte, räumte auf und putzte, und obendrein verhandelte sie mit den Bauern, die Eier, Milch und Gemüse vom Land brachten. Sie hackte das Holz. Bezahlte die Arbeiter, die die Dachbalken reparierten. Trotzdem beklagte sie sich nicht, denn dieses Zuhause gefiel ihr, es hatte ihr von Anfang an gefallen, und zum ersten Mal in ihrem Leben erwiesen ihr alle Respekt. Männer wie Frauen. Tatsächlich hatte sich in den vier Dörfern des Gebirges rasch die Kunde verbreitet, dass man, wenn man in San Remo a Castellazzo vorbeikam, unbedingt

bei Bastiano und seiner Frau Rosa essen sollte. Nicht gerade Fleisch, das war nur etwas für Leute mit Geld. Aber keiner würde dort mit leerem Magen herausgehen, dafür stand Sebastiano Quaranta mit seinem Namen und dem seiner Frau.

Der alte Heuschober, aus dem das Wirtshaus entstanden war, hatte einen großen Raum mit gekalkten Wänden, ein Dach mit Holzbalken und einen Fußboden aus Steinfliesen, die Sebastiano geduldig eine nach der anderen verlegt hatte. An der Eingangstür hatte Rosa eine Glyzinie gepflanzt, und nach wenigen Jahren umrahmten grüne Ranken und violette Blüten die Tür. Ein Namensschild gab es nicht, aber in den Dörfern konnte ohnehin kaum jemand lesen. Sebastiano unterschrieb mit einem X, Rosa kam besser mit Zahlen zurecht. Doch ihr Wirtshaus war das Einzige in den vier Dörfern, da konnte man sich nicht irren. Damit es in der Mitte genügend Bewegungsfreiheit gab, standen die Olivenholztische mit ihren karierten Tischdecken an den Wänden, und auf den Bänken konnten an jeder Seite drei Männer bequem sitzen. Am Ende des Speisesaals lag die Küche, wo unter dem großen Topf mit Suppe immer ein Feuer brannte oder ganze Kaninchen am Spieß brieten. Die Hühner kochte Rosa, so hielten sie länger, und auch Kalbfleisch ließ sie lieber schmoren, damit sie auch die Kinnbacken und Knorpel verwerten konnte. Aus den Resten machte sie Würste und Salami, die sie unten im Keller aufhängte, wo sie auch den Wein verwahrte, den man ihr aus den Nachbardörfern brachte: den aus San Quirino und Santa Anastasia für jeden Tag, den aus San Benedetto al Monte Cenere für diejenigen, die etwas Besonderes trinken wollten. Im Sommer bereitete Rosa Pasta mit *Tenerumi* zu, aber auch frittierte Zucchiniblüten und frische Kuchen aus Milch und Eiern, die den Bauch besser füllten als eine Schweinekeule.

Rosa, Sebastiano und Fernando wohnten auf dem Dachboden des Wirtshauses, zwei Zimmer mit Holzfußboden, die man über eine steinerne Treppe an der Rückwand des Hauses erreichte. In diesen Räumen war ursprünglich das Heu gelagert worden, Boden und Balken knarrten, und überall pfiff der Wind herein, doch Rosa wartete den ganzen Tag darauf, das Wirtshaus endlich schließen zu können, um mit ihrem Mann unter die Bettdecke zu schlüpfen. Donato Quaranta wurde ein Jahr nach der Eröffnung des Wirtshauses geboren, er kam mit drei Wehen heraus, ohne ihr Mühen zu bereiten. Und da Rosa nun zwei Jungen hatte, einen Ehemann und eine Arbeit, beschloss sie, ein Mädchen zu bekommen. Sie war so versessen darauf, dass sie eines Abends zu Sebastiano Quaranta sagte, es sei ihr schon recht, so lange Jungen in die Welt zu setzen, bis sie irgendwann ein Mädchen habe. Und der Ärmste bekam es mit der Angst zu tun – das Wirtshaus gab allen zu essen, Gott behüte, aber eine Silbermine war es gewiss auch nicht. Um Bastiano zu zeigen, dass für das Mädchen, das geboren werden sollte, weder Silber noch Gold gebraucht wurden, begann Rosa, alle Münzen, die ins Wirtshaus kamen, für ihre Tochter beiseitezulegen. Die Bauern und Altwarenhändler zahlten freilich lieber in Naturalien, echtes Geld sah man nur sehr selten, und Sebastiano ahnte nichts von dessen Glanz, weil Rosa es an einem geheimen Ort verwahrte, von dem nur sie allein wusste.

»Ich werde nur meiner Tochter sagen, wo die Münzen versteckt sind, dann kann ich sicher sein, dass keiner sie ihr weg nimmt.«

Sebastiano wusste nicht, ob er lachen oder sich schämen sollte wegen des erklärten Argwohns, der Rosa ebenso beselte wie die Gewissheit, dass dieses Mädchen früher oder

später kommen sollte. Immerhin schrie auch er vor Freude, als an einem Morgen Mitte März, vier Jahre nach dem Zweitgeborenen, seine Tochter zur Welt kam. Selma Quaranta kam mit einem leisen Wimmern heraus, ja, die Frauen um Rosas Bett fragten sich sogar, ob sie wohl stumm sei. Aber Selma war nicht stumm, sie war nur eine, die in einem Haus voller männlicher Bewohner geboren wurde und noch nicht wusste, ob und wie sehr sie den Mund aufmachen durfte. Ihre Mutter gab allen sofort zu verstehen, dass dieses Mädchen ihr Eigen war und niemand außer ihr es stillen durfte. Sie verscheuchte den ganzen Schwarm Weiber, den sie um sich herum vorfand, und verlangte, mit ihrer Tochter allein gelassen zu werden. Obwohl es im Wirtshaus weitergehen musste und zwei andere kleine Kinder betreut werden wollten, blieb Rosa eine Woche mit Selma im Bett, und wenn sie die Kleine nicht an der Brust hatte, legte sie sie neben sich und sprach ununterbrochen mit ihr. Endlich entschloss sie sich, von Bastiano flehentlich gebeten, die Neugeborene aus dem Zimmer zu bringen, um sie unten im Wirtshaus dem ganzen Dorf zu zeigen. Doch es musste nur jemand bitten, sie auf den Arm nehmen zu dürfen, oder Selma ein Kompliment zu viel machen, schon drückte Rosa sie eifersüchtig an ihre Brust.

»Schluss jetzt, ihr zehrt sie mir noch aus.«

Und das war vielleicht nicht ernst gemeint, vielleicht aber doch.

Kaum waren sie alt genug, erklärte Rosa ihren drei Kindern, dass sie sich im Wirtshaus nützlich machen mussten. Denn von hier kam das Brot für alle, und in diesem Haus würde es keine Diener und Knechte geben. Also räumte Fernando die Tische ab, Donato brachte Wasser in Tonkrügen, Selma fegte

den Boden und half, die Hühner zu rupfen. Und wenn die Tische im Speisesaal abgeräumt waren, machten die Kinder an diesen Tischen auch ihre Hausaufgaben im Rechnen und lernten die Flüsse Italiens. Wäre es nach Sebastiano gegangen, hätte Fernando nach der zweiten Klasse ein Handwerk lernen sollen, dann hätten sie keine Maurer und Arbeiter mehr bezahlen müssen, aber Rosa hatte entschieden, dass ihre drei Kinder alle nicht nur mit ihrem Namen unterschreiben und rechnen können, sondern auch den Grundschulabschluss machen sollten. Und so war es. Erst bei Nando, dann bei Donato und zuletzt bei Selma. Wenn sie nicht gerade mit ihren Hausaufgaben beschäftigt waren, schickte sie die drei hinaus auf den Hof mit der duftenden Glyzinie.

Oft schickte sie auch Sebastiano Quaranta hinaus, denn wenn er zu lange in geschlossenen Räumen saß, wurde er unruhiger als die Kleinen. Er hatte zwar den Einfall mit dem Wirtshaus gehabt, blieb aber doch dem Boden verhaftet, und ihm fehlten die frische Luft und die freie Natur. An den Tischen half er wenig, und in der Küche sah man ihn fast nie, aber er reparierte die Regenrinnen am Dach, zerstörte die Ameisenester, beschaffte das Feuerholz, holte Wasser aus dem Wildbach – er tat jede Arbeit, die man im Freien verrichten konnte. Ohne die Sonne auf den Feldern, die ihm das Gesicht verbrannte, schien er sogar verjüngt. Er war kein Rodolfo Valentino, aber in seinem Aussehen lag eine Liebenswürdigkeit, die nicht zu den groben Gesichtern in den vier Dörfern passte. Rosa war überzeugt, dass er mit einem guten Anzug und etwas Bildung als feiner Herr durchgegangen wäre. Und da es für Letzteres inzwischen zu spät war, gab sie bei der Schneiderin einen Nadelstreifenanzug in Auftrag, und ließ auch für sich selbst ein blaues Kleid mit schmalen wei-

ßen Streifen machen. Als sie mit diesen neuen Kleidern in der Sonntagsmesse erschienen, blieb das ganze Dorf stehen, um sie zu bewundern. Bastiano bat den Fotografen Francavilla, eine Aufnahme von ihnen mit den Kindern und eine von ihnen allein zu machen. Sie würden nie ein Hochzeitsfoto haben, aber dieses hier war auch recht.

Den Kindern von Sebastiano Quaranta war es egal, welche Kleider er trug, er brauchte nur im Hof zu erscheinen, schon ließen sie alles liegen und stehen, um ihm zu folgen wie in der Geschichte von den Ratten und dem Flötenspieler. Fernando und Donato vergaßen ihre Murmeln, und Selma legte ihre Puppe weg, um sich an Papas Hosen zu klammern. Rosa würde ihren Mann immer um diese Fähigkeit beneiden, Menschen zu bewegen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, ohne drängen und mitunter sogar ohne bitten zu müssen; sie trieb die Kinder zusammen, indem sie knurrte wie ein Hund mit seiner Herde, doch Sebastiano blieb der Hirte.

Von seinen Gängen über die vier Dörfer kehrte er immer mit etwas zurück, was er beim Alteisenhändler gekauft hatte. Einmal erschien er mit einem Radio, einer Kiste aus Wurzelholz, die man mit einem Drehknopf an- und ausstellte. So kamen die Hörspiele und Geschichten in ihr Haus, zum großen Vergnügen der Kinder und auch der Erwachsenen. Und die Musik – wenn es nach Sebastiano gegangen wäre, hätte er den ganzen Tag Musik gehört. Manchmal saß er mit geschlossenen Augen reglos da, hingerissen von den Klängen; bei anderen Gelegenheiten forderte er Rosa auf, ihre Arbeit zu unterbrechen und die Mazurka mit ihm zu tanzen. Später kamen die Nachrichten und die Reden an die Nation, auf Italienisch und in einer Sprache, von der er hätte schwören können, dass es Deutsch war. Und dann verkündete ausge-

rechnet dieses für wenig Geld beim Alteisenhändler von San Benedetto al Monte Cenere gekaufte Radio, dass wieder ein Krieg ausgebrochen war.

Rosa zerpfückte gerade die Endivie und bewegte die Hände so ungestüm, dass sie sich an den mit Erde verkrusteten Stieln in jeden Finger schnitt.

»Was sorgst du dich wegen des Kriegs«, sagte ihr Mann im September 1940. Lachend kratzte er sich den Schädel unter dem Hut. »Krieg führen die Männer, bleib du nur brav hier.«

Aber eben das war es ja, was Rosa Sorgen machte, dass die Männer Krieg führen, und so ging sie, ohne Bastiano etwas davon zu sagen, jeden Tag zum Rathausplatz, um sich zu vergewissern, dass der Name ihres Mannes nicht auf den dort angeschlagenen Listen stand. Ein ganzes Jahr lang blieb Sebastiano zu Hause, während alle einberufen wurden. Vielleicht war er zu alt, vielleicht konnte der Duce mit einem musizierenden Dörfler nichts anfangen. Vielleicht hatten sie vergessen, dass es in einem Wirtshaus zwischen den vier Dörfern einen gewissen Sebastiano Quaranta gab. Ein ganzes Jahr lang hatte der Krieg, der bis nach San Remo vorgedrungen war und sich in jeder Familie mindestens einen Mann geholt hatte, Rosas Haus nur gestreift. Doch eines Sonntags erwachte sie in Schweiß gebadet, sie hatte von langen schwarzen Schlangen geträumt. An diesem Tag kamen nach der Messe zwei kleine Lastwagen vor dem Rathaus an, um eine neue Liste mit den Namen derer, die in den Krieg ziehen mussten, anzubringen. Der letzte Name war der ihres Mannes, der Quaranta hieß, mit einem Q.

An dem Morgen, an dem er aufbrach, verabschiedete sie ihn mit einem Schmollmund und begleitete ihn nicht bis zur Haltestelle des Fuhrwerks. Am Abend zuvor hatten sie gestritten, weil Bastiano sich geweigert hatte, auf Rosa zu hören,

die ihm vorgeschlagen hatte, sich zwei Zehen zu brechen, um den Krüppel vorzutäuschen und so diesem Krieg zu entkommen. Das taten alle, hatte man ihr erzählt, auch der Mann der Schneiderin. Erst hatte Sebastiano gelacht, und als er dann erkannte, dass seine Frau es ernst meinte, hatte er eine grimmige Miene aufgesetzt.

»Bin ich ein Mann, der nichts taugt? Ich gehe, tue meine Pflicht und komme zurück. Wie alle.«

»Du bist nicht wie alle, du lässt dich umbringen.«

»Was für eine hohe Meinung du von mir hast. Jetzt, wo ich das weiß, breche ich einen Tag früher auf.«

Rosa hörte, wie er seine Sachen packte, stumm, noch bevor die Sonne aufging. Sebastiano würde nicht bis zum Appell im Rathaus warten, sondern schon am Morgen davor in der Kaserne von San Quirino antreten, so würde er seinen Kindern die Fanfaren im Dorf ersparen, mit denen die mutigen italienischen Soldaten gefeiert wurden. Er beugte sich über das Bett, das Nando und Donato teilten, verabschiedete sich vom einen und vom anderen und flüsterte ihnen Sätze zu, die Rosa nicht hörte. Bei Selma, die auf dem Rücken schlief, sodass er ihr Gesicht sah, blieb er ein paar Minuten länger. Schließlich stand Rosa, gegen ihren Stolz ankämpfend, aus dem Bett auf. An der Haustür umarmte Sebastiano sie fest. Seine Züge waren angespannt, trotzdem lächelte er. »Du brauchst dich nicht zu sorgen. Die gefährlichen Sachen machen die Soldaten. Mich stecken sie gewiss irgendwohin, wo ich ein Munitions-lager bewachen oder einen Oberst beschützen muss. Außerdem sagen alle, dass dieser Krieg bald zu Ende ist. Hör auf mich, hab ich dir je etwas Falsches gesagt?«

Rosa glaubte ihm. Tatsächlich hatte sich bisher stets alles, was Sebastiano sagte, später als wahr herausgestellt. Und so

betrachtete sie an diesem Morgen den Rücken ihres Mannes, der sich, statt an seinem rechten Platz zu sein, im Bett bei ihr, in Richtung der Schotterstraße entfernte, auf der die Karren nach San Quirino fuhren. Sein Körper wurde zu einem Pünktchen am Ende des Wegs und verschwand.

Von diesem Moment an begann Rosa, auf ihn zu warten.

*Wo ist Sebastiano*

Man hatte ihr gesagt, Sebastiano liege im Spital von San Quirino, zwei Stunden Fahrt mit dem Fuhrwerk vom Dorf entfernt.

1944 gab es tagtäglich jemanden, der sagte, dass der Krieg jetzt aufhören würde, aber dann stimmte das nie, also hörte Rosa nicht mehr auf das Gerede. Sie hatte auch keine Lust mehr, die Nachrichten im Radio zu hören und das Geschwätz der Weiber am Fluss, und noch weniger die Reden der hohen Herren, die ins Wirtshaus kamen, um Zwiebelsuppe und eingeweichtes Brot zu essen.

Mit der Ankunft der Amerikaner waren viele nach Hause zurückgekehrt. Doch Sebastiano nicht. So wie sie ihn kannte, war Rosa sicher, dass er sich auf irgendeine neue Unternehmung eingelassen hatte, womöglich Kamerad von irgend einem Soldat geworden war, und der hatte ihn in sein Haus mitgenommen, um ihm seine Familie vorzustellen; vielleicht hatte er aber auch eine weit entfernte Stadt entdeckt, die er besichtigen wollte, und dann würde er mit vielen Geschichten zurückkommen. Es gab Leute, die sagten, für viele Männer sei dieser Krieg eine Gelegenheit gewesen, sich als großer Zampano aufzuspielen, wichtig zu tun, auch wenn sie es nie waren. Rosa hielt ihren Mann nicht für einen dieser Esel, aber sie hätte ihre rechte Hand darauf verwettet, dass er auch dort Gelegenheit gefunden hatte, die Menschen für sich zu gewinnen,

und dass er erst dann nach Hause zurückkommen würde, wenn er das getan hatte, was er für richtig und notwendig hielt. Sie wartete weiter auf ihn, während die Familien der anderen im Gegensatz zu ihrer eigenen wieder größer wurden. Es wurde immer schwieriger, Fleisch, Zucker und sogar Salz zu finden, aber Rosa schloss das Wirtshaus nicht. Sie kochte Kartoffeln, Zwiebeln und Zucchiniblätter auf alle Arten, die sie kannte, und jeden Tag stand jemand vor ihrer Tür und fragte, ob es bei ihr vielleicht etwas zu beißen gäbe. Wenn sie Geld hatten oder Sachen zum Tauschen, blieben sie zum Essen, wenn sie keines hatten, blieben sie trotzdem und boten an, etwas zu reparieren oder das Dach zu flicken.

Die Amerikaner waren gelandet, aber Rosa hatte bisher noch keine gesehen.

Sie hatte gehört, dass es feine Herren waren, die Köstlichkeiten jeder Art in den Taschen trugen, und da sie ihre eigene Sprache hatten, versuchten sie, möglichst nie den Mund aufzumachen. Eine Gabe, die Rosa bei den Menschen sehr schätzte. Jedenfalls waren sie ihr noch nicht begegnet. Und die Köstlichkeiten in ihren Taschen, Gott allein wusste, ob es die wirklich gab oder ob für die Leute aus dem Dorf, die ihr ganzes Leben lang bitteres Kraut gegessen hatten, sogar Mangan-gold wie Zucker schmeckte.

1944 war auch Turi Sannasi nach San Remo a Catellazzo zurückgekehrt, er konnte nur noch stammeln, und ihm fehlte ein Auge, aber er erzählte, dass er in diesem Krieg vom ersten Tag an mit Sebastiano Quaranta zusammen gewesen sei. Zusammen waren sie in die Stadt aufgebrochen, zusammen waren sie bis nach Rom gefahren, zusammen hatten sie an der Front im Latium, in der Umgebung von Anzio, kämpfen müssen. Als die Amerikaner kamen, hatten sie herausgefunden,

dass die Bergdörfer längst befreit waren, und beiden war die Idee gekommen, Heimurlaub zu nehmen, um sich wenigstens einmal gesund und munter blicken zu lassen. Sie waren an der Eisenbahnstrecke entlanggewandert und hätten Zivilkleidung tragen können, aber Turi hatte vorgeschlagen, die Uniform nicht auszuziehen, damit sie eine Ermäßigung auf die Zugfahrkarte bekamen. Und gerade als sie den Bahnhof von Gaeta erreichten, hatte ein Mannschaftswagen der SS sie abgefangen. Zu der Zeit waren die im Süden gebliebenen Deutschen auf niemanden mehr gut zu sprechen, schon gar nicht auf die Italiener. Sie brachten Turi und Sebastiano ins Gefängnis von Gaeta, wo die beiden ein ganzes Jahr verbrachten. Endlich kamen die Amerikaner auch dort an, öffneten die Zellen und befreiten die Soldaten und Männer, die übrig geblieben waren, sehr wenige, um die Wahrheit zu sagen. Turi Sannasi hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um Sebastiano im Gefängnis aufzustöbern, doch sein Freund war verschwunden. Ihm war zu Ohren gekommen, dass sie die übel zugerichteten Gefangenen in ihre Heimatorte zurückgebracht hätten, und darum war er überzeugt, Bastiano müsse im Spital von San Quirino sein, dem größten Militärkrankenhaus der vier Dörfer; im Übrigen wusste er sicher, dass andere seiner Kameraden dorthin geschickt worden waren, damit ihre Frauen und Kinder sie abholen kämen.

Turi Sannasi war berühmt dafür, viele Geschichten zu erzählen. Sebastiano sagte, er sei ein guter Familienvater, aber auch er hatte immer zugegeben, dass Turi sich beim Geschichtenerzählen schnell vergaloppierte. Rosa ließ ihn an einem Tisch im Wirtshaus sitzen, wo er trank und mit Sachen prahlte, die er gewiss nie getan und auch nicht gesehen hatte. Zum Beispiel behauptete er, er habe das Auge während eines

Verhörs im Gefängnis verloren, dabei habe er zur Abwechse-  
lung mal gar nichts gesagt. Nachdem Rosa das Wirtshaus ge-  
schlossen hatte, klang ihr Turi Sannasis Leier immer noch in  
den Ohren. Und während ihre Jungen sich für die Nacht aus-  
zogen und Selma kam, um sich die Haare bürsten zu lassen,  
brodelte es in Rosa wie in einem großen Suppentopf, sodass  
ihre Tochter sie zum ersten Mal fragte: »Hast du Sorgen,  
Mama?«

Rosa fing an, darüber nachzudenken, ob es möglich war,  
dass Sebastiano Quaranta wirklich im Spital von San Quirino  
lag, nur zwei Stunden Fahrt entfernt. Ihr Mann hatte sich nie  
einer robusten Gesundheit erfreut. Er war ständig erkältet,  
hatte Fieber, entzündete Mandeln. Von Zeit zu Zeit hatte er  
Kopfschmerzen, böse wie die Sünde, die ihn erbrechen ließen  
und seinen Blick trübten, und sie verschwanden nur nach  
einem halben Tag im Bett, in Dunkelheit und völliger Stille.  
Wenn Bastiano wirklich eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte  
und nur ein kleiner Teil der furchtbaren Ereignisse, von denen  
Turi erzählte, wirklich geschehen war, dann konnten diese  
Leiden sich nur noch verschlimmert haben.

Rosa betrachtete Sebastianos Kissen, auf dem sein Kopf seit  
drei Jahren nicht mehr ruhte. Ihr Mann konnte weder lesen  
noch schreiben, also hätte er ihr, auch wenn er es gewollt  
hätte, keinen Brief schicken können. Doch jeden Monat war  
ein Umschlag mit einer getrockneten Blume angekommen,  
mal ein Veilchen, mal eine Margerite. Seit einem Jahr aber er-  
hielt sie keine Blumen und keine Nachrichten mehr.

Am Ende der Nacht hatte Rosa einen Entschluss gefasst. Sie  
würde mit dem ersten Fuhrwerk am Morgen nach San Qui-  
rino fahren, um herauszufinden, ob ihr Mann Sebastiano  
Quaranta wirklich im Spital lag. Sie hätte Turi Sannasi bitten